

Paulus Hochgatterer

Karin Peschka: Watschenmann. Roman

Laudatio zur Verleihung des Literaturpreises Alpha, Wien, 17/11/2015

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Festgäste!

Vorneweg ein Geständnis meinerseits. Als Lehrerkind, das ich bin, habe ich mich notwendigerweise mit den Vor- und Nachteilen dieses biographischen Umstandes auseinandergesetzt und im Lauf der Jahre zur Erkenntnis des Überwiegens der Vorteile und daher zu einer Art Frieden gefunden. So dachte ich zumindest bis vor kurzem. Jetzt weiß ich, dass für den Fall der Wiedergeburt und, sofern es eine Mitsprachemöglichkeit bei der Wahl der Herkunftskonstellation gibt, „oberösterreichische Wirtstochter“ eine unbedingt anzustrebende Variante wäre. Oberösterreichische Wirtstöchter sagen deutlich, dass sie es sind, und werden dann zum Beispiel Direktorinnen der Österreichischen Nationalbibliothek oder des oberösterreichischen Landesmuseums. Oder sie schreiben bemerkenswerte Bücher.

Karin Peschka benennt in sämtlichen Interviews, die man lesen oder online betrachten kann, ganz bewusst das Soziotop, aus dem sie kommt, und natürlich könnte dies theoretisch auch ein Hinweis auf ihre Verzweiflung ob dieses Zustandes sein, aber so wirkt es, wenn man ein wenig genauer hinschaut, gar nicht. Auf den Hinweis von Journalisten, sie erwähne stereotyp den Stammtisch in der elterlichen Gaststätte als wesentlichen narrativen Impulsgeber, sagt sie, es werde ihr auch stereotyp diese Frage gestellt und das findet man dann in erster Linie konsequent. Man könnte nun zwar theoretisch nachforschen, auf welchem Weg es möglich ist, dass eine oberösterreichische Gaststube der Siebzigerjahre zum Quell eines Romans über die Nachkriegszeit in Wien wird, aber, ehrlich gesagt, wenn Sie das Buch gelesen haben, meine Damen und Herren, wird Ihnen das kein zentrales Anliegen mehr sein.

Karin Peschka, so ist den in bemerkenswerter Spärlichkeit erhältlichen biographischen Angaben zu entnehmen, wurde 1967 geboren, wuchs im oberösterreichischen Eferding auf, absolvierte die Akademie für Sozialarbeit in Linz und war beruflich mit alkoholkranken Menschen und

beschäftigungslosen Jugendlichen befasst. Sie arbeitete ferner als Online-redakteurin und Projektorganisatorin und begann in den 2000er Jahren zu publizieren, - Kurzprosa, Kolumnen, ein Kunstbuch. 2011 erhielt sie vom der Schreibwerk Berlin den Preis der Jury für Kürzestprosa, 2013 für den zu diesem Zeitpunkt noch im Entstehen begriffenen Roman *Watschenmann* den Wartholz-Literaturpreis, 2014 – der Roman war inzwischen erschienen – den im Zweijahresrhythmus vergebenen Literaturpreis Floriana. 2015 schließlich wurde ihr das Elias Canetti-Stipendium der Stadt Wien zugesprochen. Angesichts des Buches, von dem heute die Rede ist, ist das verständlich.

An einen Raben will er denken, an einen, der sich gegen den Wind stemmt. So beginnt der Roman *Watschenmann* und es ist einem augenblicklich klar, dass hier nicht nur jemand ans Werk geht, der um die Bedeutung erster Sätze weiß, sondern – mehr noch – jemand, der es wirklich wissen will. Wer sich hoch aufschwingt, läuft Gefahr, tief zu fallen, und wer sich schon im ersten Satz hoch aufschwingt, - mit einem Raben, der sich gegen den Wind stemmt, also buchstäblich und metaphorisch – hat ein paarhundert Seiten lang Gelegenheit zum Absturz. Was man befürchtet, passiert glücklicherweise nicht. Im Gegenteil, man landet gewissermaßen nach einigen Flügelschlägen, im Jahr 1954 und im topographischen Zentrum der Geschichte, in einem Wiener Innenhof, genauer, in einem aus Brettern, Planken und ein wenig Blech zusammengenagelten Verschlag, in dem die drei Hauptfiguren des Romans, Lydia, Dragan und Heinrich, hausen.

Lydia besucht als Gelegenheitsprostituierte hin und wieder amerikanische Besatzungsoffiziere und bringt Geld und Naturalien nach Hause. Dragan, ein serbischer Ex-Boxer, duldet dies, obwohl er selbst mit Lydia eine intime Beziehung unterhält. Heinrich schließlich, der zwanzigjährige Titelheld des Romans, *blass und knochig, red't fast nix und die Schultern viel zu schmal für seine Läng'*, ist er *in ihr Versteck gestolpert, wäre ihr fast in die Arme gefallen*, Heinrich also ist eines Tages einfach da, mitsamt seiner Verletzlichkeit und mitsamt einem reichlich wahnsinnigen Projekt: *Heinrich möchte der beste Watschenmann Wiens werden.* Ausgestattet mit einem privaten Regelwerk, das auf einer Ableitung aus der Physik – *Je dichter eine Menge, umso eher wird man angerempelt* – und einer unmittelbar einleuchtenden sozialen Erkenntnis – *Du musst das Mittelmaß finden zwischen Schmutz und Nichtschmutz. Bist du zu schmutzig, wird dich niemand anrühren. Bist du zu sauber, ebenfalls nicht.* – basiert, rempelt er sich durch Wien, das heißt, er provoziert andere, ihn zu schlagen. Er tut dies unter anderem mit den Mitteln der Mimikry, das heißt, indem er die Menschen nachahmt, in ihrer Gestik und ihrem Verhalten, und er tut

dies mit dem Ziel, in den Menschen den *Kriegswurm* freizulegen, all das, was an Hass und Wut in ihnen gefesselt und tief verschüttet liegt. Dragan hat das Wesen des kathartisch-therapeutischen Vorhabens bald verstanden. *Du hilfst den Leuten, den Krieg auszutreiben*, sagt er zu Heinrich, *den inneren Krieg. Um den äußeren kümmern sich der Jonas und der Raab. Für den inneren gibt's dich.*

Die Leute tragen lauter kleine Weltkriege mit sich herum. So heißt es im gleichen Kapitel und das ist einerseits einer dieser glasklaren Sätze in dem Roman, die man sich – nicht nur, wenn man Psychiater ist – über den Schreibtisch hängen möchte, andererseits benennt es auch das zentrale Charakteristikum der Figuren, denen wir im Lauf der Erzählung begegnen. Teils allein, teils im Rahmen skulpturenhaft fixierter Konstellationen treten sie einem entgegen, mit ihren Verletzungen und vor allem mit ihren Geschichten.

Da ist etwa der Kummerl, ein älterer, durch eine riesige Hasenscharte entstellter Mann, der tamburinschlagend und mundharmonikaspielend durch die Straßen zieht. In der Jacke der Roten Armee mit den Sternknöpfen und mit dem Russenschiffchen auf dem Kopf begeht er vordergründig den ersten Todestag des großen Genossen Stalin, dahinter zerfrisst ihn die Trauer über den Verlust seines Sohnes, der die gleiche Missbildung hatte wie er. *Da waren's halt unwert, er und sein Bub. Den haben's am Spiegelgrund gebraucht für diverse Versuche und die Wissenschaft. So lang ist er gebraucht worden, bis er verbraucht war und tot.*

Oder die Pritschlerin, eine Frau, die *früher ein Blumengeschäft hatte und dann viel Pech*. Sie ist eine Kriegswitwe, der Giftpflanzen vertraut sind und das Wasser so heilig ist, dass sie es zwar auf verschiedene Weise hortet, sich selber aber nicht mehr damit wäscht. Sie, die wohl immer schon ein wenig seltsam war, wird endgültig verrückt, als ihr das Jugendamt ihre beiden Kinder – Zwillinge – wegnimmt. Dabei hat sie sie immer bei sich gehabt *die Butzerl, die Patscherl, immer dabei. Sind in Nestern gelegen, die hat ihnen die Mutter gebaut aus Material für die Grabkränz, und haben ihr zug'schaut.*

Oder *die drei Grazien*, wie sie genannt werden, die blinden Brüder Peter und Paul und ihre Schwester Helene, die im Buch einen Auftritt haben wie auf der Bühne. *„Vorsicht, alle zurücktreten, Zug fährt ein!“ Mit offenen Armen empfängt Dragan die drei. (...) Zwei Männer und eine Frau sind es, alle baumlang und hager, hintereinander in einer Reihe, die rechte Hand auf der Schulter des vorderen.*

Oder der *Lichterl-Sigi*, der bei der SS war. Egon Schlier, der zuschlägt, bis *eine Ruh ist*. Elmer, der GI, der Helene den Hof macht und dem Schrecken mit unerschöpflichem Optimismus begegnet: *„If something is kaputt, macht nix. I'll fix it. Bestimmt.“*

Die Leute tragen lauter kleine Weltkriege mit sich herum, jede und jeder den seinen. Natürlich könnte man jetzt ein wenig psychiatrisch werden und von der Schlüssigkeit reden, in der uns Karin Peschka vor Augen führt, was damals noch keinen Namen trug, nach dem Vietnam-Krieg „Kriegsneurose“ genannt wurde und heute als Traumafolgestörung beinahe allgemeiner Sprachgebrauch geworden ist. Man könnte über die therapeutische Plausibilität von Heinrichs Watschenmann-Projekt reden und sich fragen, unter welchen Bedingungen Vernunft und eigene Pathologie eine sinnvolle Mischung ergeben. Interessanter, denke ich, ist der soziologische Aspekt der Angelegenheit, konkret, die Diskrepanz zwischen den individuellen Ausnahmezuständen, die in der Geschichte andauern, und einer Gesellschaft, die so tut, als sei alles längst wieder ganz normal. Gefragt wird generell wenig in den neuen Parks, in den Kaffeehäusern oder in den Wohnungen (...). Will man Geschichten hören, dann eine schöne. Dafür gehen die Leute ins Kino, in einen Film vom Marischka oder vom Antel. Da fallen einem vielleicht die eigenen Eltern ein oder der Großvater, der einen mit seinen ewigen Fliegeralarm- oder Stalingrad-Geschichten genervt hat und man hat sich gefragt, wann hört denn das endlich auf. Es hat nie aufgehört, der Ausnahmezustand in den einzelnen Menschen war von Dauer, auch wenn längst Dächer neu gedeckt und heitere Filme gedreht wurden.

Watschenmann ist also ein Roman über Ausnahmezustände, daneben aber noch viel mehr:

Zum Beispiel ein Roman über das Warten und die Unerfülltheit. Lydia wartet auf den Schuster, dessen Werkstätte sie über Jahre für den Zeitpunkt seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Schuss hält. Elmer, der GI, wartet auf ein Zeichen von Helene und auf die Heimkehr in die USA. Der Leser schließlich wartet auf die Wirksamkeit von Heinrichs kathartischen Aktionen und überhaupt darauf, dass sich etwas verändert.

Watschenmann ist natürlich ein Roman über die Liebe; über die verzweifelte Liebe Lydias zum Schuster, über die raue und traurige Liebe Dragans zu Lydia, über die aufkeimende und zugleich gefährdete Liebe zwischen Elmer und Helene und schließlich über die Liebe zwischen Heinrich und den Menschen insgesamt, die in ihrer Mischung aus sadomasochistischem Arrangement und wechselseitiger Fürsorge in Wahrheit jener Aspekt ist, der die gesamte Geschichte mit einem seltsamen Zauber übergießt.

Apropos Liebe Heinrichs zu den Menschen. Ja, man kann den Roman auch als christliche Erlösungsparabel lesen, als Paraphrase des Neuen Testaments, und das Lydia-Dragan-Heinrich-Dreieck als Allegorie auf die Heilige Familie, aber das, bei allem Respekt, ist zirka so spannend wie Conchita Wurst mit den Christus-Darstellungen der Nazarener zu

vergleichen. Mehr interessiert einen als Leser zum Beispiel die Kraft jener Szene, in der Dragan Heinrich in den Badezuber verfrachtet, um ihn zu waschen. Am Ende sitzen beide drin und man hat das Gefühl, das noch nie so gelesen zu haben: eine respektvolle Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit zwischen zwei Männern, geadelt durch die Dreckränder des Badewassers.

Dass eine Geschichte schließlich, die ihren Ausgang im größten Krieg nimmt, den die Welt gesehen hat, implizit eine Geschichte über den Tod sein muss, leuchtet unmittelbar ein; dass sie dort und da auch vom konkreten, individuellen Tod zu erzählen hat, ebenso: vom Tod des Kummerl-Sohnes, vom lapidaren Selbstmord des Vaters der drei Grazien, vom Quasi-Tod der Zwillinge der Pritschlerin. Karin Peschka tut dies in wohlgesetzten, eher homöopathischen Dosen. Ein einziges Mal gibt sich die Erzählung dem Tod gewissermaßen hin, - als sich Peter, der eine Bruder aus dem Grazien-Geschwister-Dreieck endgültig verabschiedet. „*Was willst, Bub?*“, fragt ihn die Maridi-Tant’, „*willst sterben?*“ und auf den folgenden Seiten wird gestorben wie sonst selten in der Literatur. Fast wäre ich versucht, diese Szene für die großartigste des Romans überhaupt zu halten, aber im selben Augenblick fallen mir die Sache mit der blockierten Straßenbahnweiche, der Besuch des Cousins aus München bei Peters Begräbnis und der Hagelsturm ein. Ja, und am Ende gibt es da auch noch diesen Boxkampf, dessen Ausgang nicht verraten werden darf, zu dem man aber ganz gut Anton Tschechow herbeiassoziieren kann: Lässt man am Anfang einen Boxer in eine Geschichte treten, so muss er am Ende zumindest einmal gekämpft haben, - könnte man in Paraphrase des berühmten Diktums von der Flinte sagen.

Apropos Tschechow, apropos gute Gesellschaft: Der Schauplatz des Romans, Wien, speziell aber die Straßenszene, lässt bei der Lektüre von Karin Peschkas Roman natürlich an Doderer und seine *Strudelhofstiege* denken. Das Bedrängende des Plots und das Hermetische und zugleich Rätselhafte der Figuren gemahnt an Kafka. Die Sprache schließlich, in der sich physische Wucht und traumwandlerische Sicherheit in erstaunlicher Weise treffen, erinnert an den großen und schon wieder ein wenig vergessenen Hans Lebert.

Ja, lesen Sie bei Gelegenheit Hans Lebert, meine Damen und Herren, *Die Wolfshaut* zum Beispiel. Davor aber lesen Sie Karin Peschkas wunderbaren und wunderbar österreichischen Roman *Watschenmann*. Er hat diesen Preis ohne Zweifel verdient.

Liebe Karin Peschka, im Namen der Jury darf ich Ihnen zum Alpha 2015 ganz herzlich gratulieren!